Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Zum Gedächtnis
Autor: Hesse, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572891

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Türe gehen hörte, lüftete ich die Decke rasch ein wenig und rief halblaut: „Großmutter!“ „Ja?“ „Großmutter, morgen will ich auch handorgeln lernen!“ „Warum nicht gar,“ sagte die alte Frau, die Türe aufmachend, „du hast ja schon mehr als genug Tanzmusik im Kopf. Schlaf jetzt!“ Sachte nahm sie die Kammertüre zu.

Ich aber schloff wieder unter die Decke und lauschte auf den wie aus weiter Ferne kommenden Heimwehjubel der Handorgel. Und immer weiter und weiter her schien er zu kommen, und immer süßer und leiser ward er. Zuletzt war nur mehr irgendwo ein feines, geheimnisschweres, singendes Raunen, und da war mir, es komme aus einem niedlichen goldenen Näpfchen, das in irgend einem rosigen Ohrläppchen hing.

Das Ziel

Im Tal schleicht deine Straße grau und breit.
Du bist an jeden Meilenstein gebunden,
Den du gemut und trotzig überwunden,
Und hast dich nicht um einen Zoll befreit.
Und immer wieder zwischen stumpfer Stille
Führt er hindurch.
Im Abendrot erglänzt
Die jähe Zacke, die dein Ziel umgrenzt,
Und unerbittlich lockt ihr heller Wille.

Robert Jakob Lang, Höngg.

Zum Gedächtnis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Hermann Hesse, Bern.

Ich stand auf einem großen Bahnhof am Gepäckschalter, mein Zug sollte in wenigen Minuten abgehen. Es war abends beim Eindunkeln, Lichter begannen schon zu glühen. Ich war seit dem Morgen von Hause fort, hatte hier ein paar Stunden Halt gemacht und meinen Freund vergebens gesucht. Dann war ich in der Werkstatt eines Künstlers, den ich kenne, eingetreten und hatte dort zwischen den Bildern und Tonmodellen meine Zeit verbracht, im Herzen unruhig, denn zu Hause lag viel Arbeit ungetan, und morgen und übermorgen sollte ich, eben zugunsten jener Arbeit, an zwei Orten Vorträge halten.

Es war eine gute Sache, ohne Zweifel, es galt den armen Opfern des Krieges zu helfen, den unschuldig heimatlos Gewordenen, den in Feindesland Gefangenen. Aber — so fühlte ich zuweilen und dachte es auch jetzt — war nicht auch die ganze Emsigkeit und Betriebsamkeit unseres guten und wohltätigen Tuns ein wenig falsch, ein wenig überhitzt im Tempo, ein bißchen angesteckt vom fatalen Geist der Welt, die unsrer Seele fremd ist, von jenem Geist, der sich jetzt im großen Kriege so erschreckend und demütigend austobte? Floh nicht seit Monaten hundertmal in unbewachten Augenblicken mein ganzes Wesen erkrankt und sehnsuchtsvoll in die alte heilige Klage: Laß, o Welt, o laß mich sein!

Ich nahm dem Beamten meinen Koffer ab und wollte ihn zum Zuge tragen, der schon erleuchtet und dampfend in der Halle stand. Da klopfte jemand mir auf die Schulter, und mein lieber Freund, den ich in der Stadt nicht gefunden, stand da und sah mir ins Gesicht.

„Bleib hier,“ sagte er freundlich, „bleibe den Abend bei mir! Du mußt heut nimmer weiterreisen!“

Ich lachte rasch und winkte ab, da sagte er leise: „Ich habe eine Nachricht für dich, man hat mir telegraphiert.“

„Was denn?“ fragte ich, noch immer ohne Ahnung.

Da nahm er mir den Koffer ab und sagte: „Es ist keine gute Nachricht. Dein Vater ist ganz plötzlich gestorben.“

Eine Viertelstunde später saß ich im Zug, nicht in dem geplanten, sondern in einem andern, der noch heut nacht in meinem Wohnort ankommen sollte. Noch war ich zu keiner Ruhe gekommen, ich hatte nichts getan als hastige Telegramme geschrieben und Züge gesucht. Jetzt fuhr ich heimwärts — nicht dem Ruf des Herzens nach zu meinem toten Vater hin, sondern von ihm fort, in umgekehrter Richtung, nach Hause. Denn ich konnte nicht nach Deutschland reisen, ohne mir erst daheim einen neuen Paß zu besorgen. Es war ja Krieg, man durfte ja jetzt keine Privatangelegenheiten, keinen Schmerz haben, man durfte jetzt nicht tun, was natürlich und richtig war, sondern man mußte sich ins Glied stellen, sich um Stempel bemühen, sich photographieren lassen, Zettel unterschreiben und Beamten Auskünfte geben, die niemand interessierten. Nun denn, es war mir nichts Neues mehr. Aber über alle dem kam ich auch auf der langen Bahnfahrt zu keiner Ruhe im Herzen. Es tat zwar weh, und mit dem teuflischen Takt der Räder schlug mir's tausendmal dumpf und öd ins Ohr: „Dein Vater ist tot, jetzt hast du keinen Vater mehr!"

Aber es waren viele andre Stimmen daneben wach: Werde ich daheim noch jemand finden? Werde ich schnell genug meinen Paß bekommen? Was machen meine Schwestern? Und mein Bruder? Und plötzlich fiel mir ein: ich muß ja einen schwarzen Anzug haben! Und zwischen alledem quälte mich eine tiefe Scham und Trauer, daß ich jetzt nicht still und gesammelt mein Herz dem Vater darbieten konnte, daß meine Seele wirr verstimmt und vielspältig geteilt war, daß hundert dumme kleine Sorgen noch Platz in mir hatten.

Zuweilen stieg ein halberwachtes Bewußtsein des Verlustes beklemmend herauf, nahm mir den Atem und tat im Kopfe weh, hinter den Augen. Dann versuchte ich, mich zusammenzuraffen und mit gesammelter Innigkeit das Bild des Gestorbenen in mir herzustellen. Doch ward es nie vollkommen hell und wahr. Das einzige gute Gefühl, das für Augenblicke rein und tröstend in mir atmete, war dieses: „Er hat es gut, er hat Ruhe; er ist da, wohin er sich sehnte." Dann fielen mir Zeiten ein, in denen ich meinen Vater krank gekannt hatte, krank und von endlosen Schmerzen gepeinigt, und plötzlich sah ich sein Bild deutlich und überscharf, mit seiner lieben, ergreifend schmerzvollen Gebärde, wie er tief atmend mit flachen Händen das lange Haar von den Schläfen zurückstrich, während sein Blick still und traurig wie aus einer fremden Ferne her auf mir ruhte. Und jetzt empfand ich, endlich wieder, sein Wesen rein und deutlich in mir und sagte zu mir: „Sie haben ihn nie verstanden, niemand, auch alle seine Freunde nicht. Nur ich verstehe ihn ganz, weil ich bin wie er, allein und von keinem recht verstanden."

* * *

In der Nacht kam ich in meinem Wohnort an, stieg in die Trambahn, sah innen Bekannte plaudernd sitzen und wandte mich ab gegen die Scheiben; mit entfremdeten Blicken sah ich die vertrauten nächtlichen Straßen und Brücken, als führe ich müde auf Reisen durch einen unbekannten Ort. Meine Frau kam mir draußen am Rande der Stadt entgegen, wir gingen über die dunkeln Felder in unser Haus, das ich erst am Morgen verlassen hatte.

Auf meinem Tisch lagen Briefe, und darüber lag das Telegramm, und ich las und mußte lächeln. „Ganz schnell entschlafen," stand da, das klang gut und zart, und es paßte so zu dem Hinweggegangenen! Das war so ganz seine Art, das verstand ich so im Grunde und fühlte es wie einen kleinen Triumph mit, daß es ihm gelungen war, uns allen so ganz unvermerkt und unbeschrieen zu entschlüpfen. Wie ein Vogel, wie ein gefangener Waldvogel, wenn das Fenster offen und niemand im Zimmer ist.

Erst spät in der Nacht, im Bett, spürte ich die Erschütterung an meinen Wurzeln, tief im Geheimnisvollen, fühlte die traurige Schönheit und Unwiederbringlichkeit von allem und konnte frei und kindlich weinen.

* * *

Den andern Tag bis zum Mittag mußte ich um den Reisepaß bemüht sein. Es ging alles so behindert und harzig wie in einem Angsttraum, überall fehlte eine Kleinigkeit, überall war noch eine Viertel-

stunde zu warten, mein einziger Zug war längst weggefahren, und ich stand noch immer mit müdem Kopf und kalten Händen in den Kanzleien herum, unselig und verzaubert inmitten jener furchtbaren Welt der gelbgemalten Kanzleistühle und an die Wände genagelten amtlichen Vorschriften und Kundgebungen. Diese seltsam harte, seltsam verfluchte, seltsam unzulängliche Welt, in der seit Pontius Pilatus das Leben entwirklicht und die Seele jeder Wesenheit beraubt wird, umgab mich phantastisch in ihrer nüchternen Unwirklichkeit und bestahl mich aufs neue um meinen Schmerz und meine Erhebung. Nur hin und wieder flohen die schalen Wände dieser wesenlosen Welt einen Augenblick auseinander, und über eine ungeheure Entfernung und Leere hinweg sah ich einen stillen Mann im Totenhemde liegen und auf mich warten. Dann mußte ich wieder Auskünfte geben und meinen Namen auf Papiere schreiben, und endlich stand ich betäubt auf der Straße und sprang in einen Wagen, kam nach Hause, fand den Tisch gedeckt und den Koffer bereit, stand lang am Telephon, aß schnell etwas, steckte Bücher in die Taschen und fuhr zum Bahnhof.

Zu meinem Vater konnte ich heut nimmer kommen; aber ich wollte reisen, soweit es eben ginge. Meine Kinder sah ich eben noch von der Schule heimkommen, ehe ich wegfuhr.

Dann saß ich im Zug und fuhr Stunde um Stunde, wieder denselben Weg, den ich gestern am Morgen hin- und am Abend zurückgefahren war, und gegen Abend kam ich auch an der Stadt und ganz nah an dem Saal vorbei, in dem ich eben an diesem Abend hätte sprechen sollen. Mit dem Nachtwerden erschien der Bodensee, und es ging noch ein Schiff, und im Laternenlicht des Hafens begrüßte ich den deutschen Boden wieder. Jahre meines Lebens hatten sich in dieser Landschaft gespiegelt; der Fisch, den ich aß, und der Wein, den ich trank, riß hundert verdunkelte Bilder plötzlich ins Licht. Noch ein Gang im Nachtwind durch das schlafende Friedrichshafen und ein Stück Seeufer entlang, dann schlief ich schwer bis zur Frühe.

* * *

Jetzt, als ich am Morgen in dem Eisenbahnwagen stand, der mich in die alte Heimat bringen mußte, jetzt fühlte ich deutlich, wie der Sarg meines Vaters mich zu sich zog, durch die wechselnden Landschaften, und er zog nicht mich allein, er zog in andern Zügen und Wagen durch andre Gegenden auch meine Geschwister her, deren jedem der Vater gestorben war, deren jedes ihn in irgend einem besonderen Zuge seines Wesens ganz (und vielleicht allein) verstanden und gekannt hatte.

Und wieder reiste ich durch Landschaften und Städte, die mir heimatlich angehörten, wo ich Schulen besucht, wo ich Knaben- und Jünglingsgänge durch die waldigen Bergzüge getan. Von allem war heute der Schimmer genommen, ich sah mein Leben rückwärts nicht wie ein launig gewundenes Tal, sondern als eine einzige, harte, schnurgerade Straße unerbittlicher Notwendigkeit, vom Vater her und zu ihm zurück führend.

Wieder dachte ich an die Unverstandenheit, in der unser Vater so große Teile seines beschwerlichen Lebens hingebracht hatte, obwohl ihm die wunderbare Gabe geschenkt war, gerade das in seiner Natur, was leicht und licht und hell und vogelhaft war, zu zeigen und anderen zum anmutigen Geschenk zu machen. Merkwürdig — im Leben dieses Mannes, der immer leidend und überzart und von Schmerzen verfolgt war, schimmerte eine eigentümliche Festlichkeit, ein edler Glanz von guter Form und Ritterlichkeit. Es war nicht die Frohmütigkeit gesunder, naiver Naturen, die ihn dankbar und dem Angenehmen erschlossen machte. Seine Dankbarkeit und Heiterkeit waren die des Leidenden, der in schweren Jahren gelernt hat, den Sonnenstrahlen und kleinen Tröstlichkeiten des Lebens mit Sorgfalt eine Türe offen zu lassen.

Ich erinnerte mich an meinen letzten Besuch bei ihm, wie da gleich nach der Begrüßung unser Gespräch voll Verständnis, voll Licht und Vertrauen gewesen war. Obwohl er, der mich vermutlich viel besser kannte als ich ihn, Grund genug gehabt hätte, mir zu mißtrauen oder mich doch zu tadeln und anders zu wünschen, und obwohl ich im Vergleich zu seiner zarten Frömmigkeit ein roher Weltmensch war,

stand doch über uns wie ein warmer Himmel ein Gefühl von Gemeinsamkeit und Einandernichtverlierenkönnen, und ohne Zweifel war die Toleranz und das Nachgebenmüssen bei ihm viel größer als bei mir. Denn er war, wenn auch nicht ein Heiliger, doch aus dem seltenen Stoffe, aus dem die Heiligen gemacht werden. Damals, als ich das letzte Mal bei ihm in dem friedevollen Stübchen saß — für mich ein Hort und Schlupfwinkel weltferner Ruhe, für ihn ein Kerker und quälender Käfig — da hatte er, der seit einiger Zeit blind geworden war, mir von einem seiner kleinen Mittel erzählt, mit denen er sich je und je durch schlaflose Nächte hindurchhalf. Er besann sich dann auf gute lateinische Sätze und Sprichwörter, und zwar in alphabetischer Folge, was außer der Gedankenzucht noch die Tugend hatte, den Reichtum des im Gedächtnis Vorhandenen viel eindringlicher aufzuzeigen. Er forderte mich auf, das Spiel mit ihm zu machen und mit dem Buchstaben A zu beginnen. Ich brauchte lange, bis ich zwei, drei Sprüche beisammen hatte. „Alea iacta est" fiel mir zuerst ein und „Ars longa, vita brevis". Er aber, die Lider über den blinden Augen nachdenkend geschlossen, zog wie ein Kristallsucher behutsam einen schönen, runden Satz um den andern hervor, genau in alphabetischer Reihenfolge — ich erinnerte mich, daß sein letzter Spruch „Aut Caesar aut nihil" war — und jeden sprach er mit einem frohen Respekt vor der schönen, knappen und klingenden Sprache klar und licht und behutsam aus, so, wie ein rechter, andächtiger Sammler seine Stücke in liebende und wohlerzogene Finger nimmt.

* * *

Jetzt sah ich ihn auch wieder ganz, das feine und ritterliche Gesicht unterm langen, zurückgekämmten Haar, die edle hohe Stirn und alle ihre schönen Flächen, die hohe Wölbung der über erblindeten Augen geschlossenen Lider, und zum ersten Mal, seit ich von seinem Tode wußte, empfand ich erkaltend im Innersten die Unwiederbringlichkeit all dieser lieben, feinen, kostbaren Dinge. Ich empfand plötzlich, welch ein grauenvoller Verlust das war, niemals mehr seine zarte Hand zu fühlen, wie sie segnend meinen Scheitel suchte, und gar niemals wieder seine Stimme zu hören. Für eine Weile fühlte ich, im schüttelnden Zug am Fenster stehend, nichts mehr als den Schmerz des Beraubten und etwas wie Erbitterung gegen alle Menschen, denen er nicht verloren war, die ihn nicht gekannt hatten, die nicht wußten, was für ein außerordentlicher Mensch da gelebt hatte und gestorben war.

Und alsbald fiel etwas noch viel Schlimmeres, viel Furchtbareres mir ein — wie hatte ich daran bis jetzt nicht denken können! Es war meine letzte Nachricht an ihn, vielleicht hatte er sie noch in seinen letzten Stunden erhalten — eine kurze, hastige, lieblose Postkarte mit flüchtigen Grüßen und mit der Klage, daß ich jetzt gar keine Zeit zum Briefschreiben finden könne! O Gott, wie war das jammervoll und häßlich und beschämend, viel schlimmer, als wenn ich gar nicht geschrieben hätte! Die Schmerzen, die ich meinem Vater in Jugendjahren bereitet, waren nichts, die waren bitter, aber selbstverständlich und notwendig gewesen. Aber diese Gleichgültigkeit, dieses Verlorensein an leere Geschäfte und Pflichten, über denen ich die ersten Pflichten der Liebe versäumte, wie war das gemein und unverzeihlich! Schuld wälzte sich über mich wie ein dunkler Strom von Schlamm ...

* * *

Der Zug hielt im Bahnhof der Hauptstadt, ein Freund holte mich ab und nahm mich in sein Haus, bis ich weiterfahren konnte. Dann ging der langsame, ländliche Eisenbahnzug in die Dörfer hinaus, hielt endlich bei der kleinen Station. Ich sah Menschen dort stehen, sah plötzlich meinen Bruder unter ihnen und umarmte ihn und meine Schwester, und wir gehörten wieder zusammen und waren ein Blut wie in Kinderzeiten. Verlorene Kinderheimat, Erinnerungen unschuldiger Gemeinsamkeit, die braunen warmen Augen unsrer lang gestorbenen Mutter, alles war plötzlich da und brachte Wärme und Geborgenheit, duftete heimatlich, redete Kinder-Mundart, floß beruhigend durchs Blut. O wie arm gehen wir unsere staubigen Straßen, und könnten soviel Liebe atmen! O wie arm, wie arm! Aber jetzt war es gut, jetzt war ich heimgekehrt.

Friedlicher Gang durchs Dorf und

die Vorfrühlingswiesen, Schneereste noch überall. O wie gut, wie unsäglich gut, daß ich gekommen war, daß ich da war, daß ich den Arm meiner Schwester hielt und meinem Bruder auf die Schulter klopfen konnte! Und wie traurig und wunderbar, den kleinen Berg hinan nach dem Hause zu gehen, in dem unser Vater lag und auf uns wartete. Das Fenster wiederzusehen, aus dem er bei jeder Abreise seinen Kindern gewinkt hatte. Die Treppe hinaufzusteigen und bei der Glastür den Haken zu sehen, wo immer sein weicher Filzhut hing. Und in Flur und Stube die Atmosphäre von einfacher, wohlriechender Sauberkeit, von zarter Reinlichkeit zu atmen, die ihn stets umgeben hatte.

Zuerst wurde erzählt, und die Schwestern hatten Kaffee bereit. Ja, er war ganz leicht und schnell entflogen, er war fast schelmisch von dannen geschlüpft, ohne Geräusch und Gebärden. Wir wußten, daß er, der von vielen Leiden her Mißtrauische, nicht ohne Furcht vor dem Tode gewesen war, den er doch oft und herzlich ersehnte. Das war nun gut, das war gelöst, da war nichts anders zu wünschen. Ich fand gedruckte Todesanzeigen daliegen; darin stand eine Psalmstelle bezeichnet, die nach seinem Wunsch auf seinem Grabe stehen soll. Ich fragte die Schwestern, wie der Spruch laute; sie lächelten beide und sagten: „Der Strick ist zerrissen, der Vogel ist frei!"

* * *

Nun ging ich leise beiseite und hinüber und tat die Tür zu seiner Stube auf. Das Fenster stand offen, Schneekühle wehte in den Blumenduft herein.

Unser Vater lag weiß in Blumen gebettet, die Hände leicht aufeinandergelegt. Sein Kopf lag weit zurückgelehnt, wie in einem tiefen Aufatmen, die hohe Stirn mächtig und königlich, die Augen still geschlossen. Und wie tief, wie innig atmete das edle Antlitz die erreichte Ruhe! Wie lag Rast und Erlösung und herzliches Genügen in seinen lieben Zügen! Er, den Schmerzen und Unrast sein Leben lang verfolgt und zum Kämpfer und Ritter gemacht hatten, er schien mit tiefem, innigem Erstaunen der unendlichen Stille zu lauschen, die ihn jetzt umgab. O Vater, Vater!

Als ich weinend seine Hände küßte und meine lebenden, warmen Hände auf seine steinerne Stirne legte, da fiel mir aus den Knabenzeiten ein, wie mein Vater oft, wenn im Winter eines von uns mit kalten Händen nach Hause kam, uns gebeten hatte, ihm die Hände ein wenig auf die Stirn zu legen; denn er war oft tagelang von schweren Kopfschmerzen heimgesucht. Jetzt lagen meine unruhigen, warmen Hände auf seiner Stirn und holten Kühle von ihm. Und alles Ritterliche und überlegen Edle, das er im Wesen gehabt, stand überklar in seinem Gesicht geschrieben, wie die Würde auf einem stillen Schneegipfel. O Vater, Vater!

* * *

Am Abend gab mir eine der Schwestern einen goldenen Trauring. Den hatte einst meine Mutter, am Anfang der sechziger Jahre, für ihren ersten Bräutigam machen lassen, ein Spruch stand innen eingegraben, und hatte ihn zehn Jahre später bei der Hochzeit meinem Vater gegeben.

Ich drehte den schmalen Goldring und las die alte Inschrift und steckte ihn an meinen Finger. Er paßte gut, und als ich den Finger mit dem Ring ansah, den ich vieltausendmal an meines Vaters Hand gesehen und als Knabe oft im Spiel gedreht, da blickte auch meine ältere Schwester her, und wir sahen beide, wie ähnlich mein Finger und meine Hand den Händen unsres Vaters war. In der Nacht erwachte ich zweimal an dem ungewohnten Ring, denn ich hatte bisher niemals einen getragen, und ich lag und fühlte ahnend, wie der Ring nur ein schwaches Gleichnis war für hundert Notwendigkeiten, die mein Sein und Schicksal an den Vater knüpften.

Am andern Tage war ich nochmals eine Zeit allein bei ihm, und noch immer schien er innig und erstaunt dem großen Frieden zu lauschen und ganz eins mit ihm zu sein; und wieder kühlte ich Stirn und Hände an der heiligen Quelle. Und alles, was weh tat, war nichts gegen diese gute Kühle. Und wenn ich ein schlechter Sohn und dieses Vaters noch so sehr unwürdig war, so würde doch einst auch mir die

Seele so gestillt und der rastlose Puls so gekühlt werden. Und wenn gar kein anderer Trost im Leiden mehr zu finden wäre, so doch immer dieser: auch meine Stirn wird einmal so voll Kühle und mein Sinn so ins Wesentliche hinübergeflossen sein.

Erst seit den schönen, innig erfüllten Stunden, die ich im kalten, hellen Stüblein meines toten Vaters zu Gast war, ist das Wissen um den Tod mir wichtig und köstlich geworden. Bisher hatte ich den Tod wenig bedacht, nie gescheut, oft in verzweifelnder Ungeduld gewünscht. Erst jetzt sah ich ganz seine Wirklichkeit und Größe, wie er als Gegenpol da drüben steht und uns erwartet, damit ein Schicksal vollendet und ein Kreis geschlossen werde. Bisher war mein Leben ein Weg gewesen, bei dessen Anfängen ich viel in Liebe verweilte, bei Mutter und Kindheit, ein Weg, den ich oft singend und oft verdrossen ging und den ich oft verwünschte — aber nie war das Ende dieses Weges klar vor mir gestanden. Aller Antrieb, alle Kraft, die mein Dasein speiste, schien mir nur vom dunkeln Anfang auszugehen, von Geburt und Mutterschoß, und der Tod schien mir nur der zufällige Punkt zu sein, wo diese Kraft, dieser Schwung und Antrieb einmal erlahmen und erlöschen würde. Jetzt erst sah ich die Größe und Notwendigkeit auch in diesem „Zufälligen" und fühlte mein Leben an beiden Enden gebunden und bestimmt und sah meinen Weg und meine Aufgabe, dem Ende entgegenzugehen als der Vollendung, ihm zu reifen und zu nahen als dem ernsten Fest aller Feste.

Wir sprachen viel, und wer sich an besondere Erzählungen des Vaters aus dessen frühern Jahren erinnerte, der suchte sie wiederherzustellen, dazwischen lasen wir einander Stücke aus seinen Aufzeichnungen vor. Hier und dort nahm eines von uns ein Familienbild von der Wand, studierte daran, suchte Daten auf der Rückseite. Hie und da verschwand eines von uns, um ein wenig „hinüber" zu gehen und beim Vater zu sein, und hie und da begann eines von uns zu weinen. Eine von meinen Schwestern hatte mehr verloren als wir andern, ihr wurde der Tod des Vaters zu Wende und Schicksal auch im äußern Leben. Um diese eine stellten wir andre uns und nahmen sie in die Mitte unsrer Liebe. Ueber Jahre und Jahrzehnte eines Auseinandergleitens hinweg umarmte uns, mit hundert teuern Erinnerungen an Vater und Mutter, die Gemeinsamkeit des Blutes und Geistes. Denn dies erkannten wir alle als das Wesentliche in der Erbschaft des Entschlafenen, die wir alsbald angetreten hatten: es war nicht bloß das Band des Blutes da, das uns in der Stunde der Angst zueinander drängte. Es war darüber hinaus das Vermächtnis einer Zucht und eines Glaubens da, dem unser Vater und unsre Mutter gedient hatten und dem sich keines von uns Kindern zu entziehen dachte, der auch mich nach dem Zerschneiden aller Wort- und Gemeindefesseln immer noch innig mit umfaßt hatte. Diesen Glauben fühlten wir jetzt alle, den Glauben an eine Bestimmung, den Glauben an eine Berufung und Verpflichtung. Dieser Glaube, nicht in Worten auszudrücken und niemals durch Taten in seinem Trieb zu stillen, war uns allen gemeinsam wie das Blut. Auch wenn wir einander verlieren sollten, wußten wir uns doch für immer einem Orden, einer heimlichen Ritterschaft angehörig, aus der es keinen Austritt gibt. Denn man kann so einen Glauben wohl mit Füßen treten, nicht aber auslöschen.

Aber davon sprachen wir alle kein Wort.

* * *

Jetzt ist die braune Frühlingserde zwischen ihm und uns, und vielleicht sind heut auf seinem Grabe schon die ersten Blumen eingewurzelt. Eine Heimat habe ich jetzt nicht mehr, Mutter und Vater sind an verschiedenen Orten begraben. Erinnerungsstücke und Andenken habe ich keine mitgenommen, nur den dünnen goldenen Ring, an den sich meine Hand nun schon gewöhnt hat. Meine Heimat wird einmal dort sein, wo auch mir die Erde letzte Mutterdienste tut. Dennoch bin ich nicht in der Welt verloren, die ich liebe und der ich fremd bin, wie es der Tote war. Und habe mehr gewonnen als verloren an dem feuchten braunen Grab im schwäbischen Boden. Wer den Weg der Reife einmal betreten hat, der kann nicht mehr

verlieren, nur gewinnen. Bis einmal auch ihm die Stunde kommt, wo er die Käfigtür offen findet und mit einem letzten Herzklopfen dem Unzulänglichen entschlüpft.

Wer dann für einen Menschen von unsrer Art in der Bibel und in andern Büchern nach einem guten Spruch und Ausruf fahndet, der nicht alles sagt und sagen will, aber den holdesten Glanz der Sache doch im Spiegel fängt, der wird wohl nirgendwo einen bessern finden als den Psalmvers: „Der Strick ist zerrissen, der Vogel ist frei."

Der Regen fällt...

Der Regen fällt, und die Schatten, die Schatten stehn,
Und mein Herz ist ein Nachklang von Stimmen, die sterben gehn,
Von Seufzern im Mondlicht, von Liedern im Sternenschein,
Und mein Herz ist ihr Nachklang, und mein Herz ist allein und allein.

Der Regen fällt, und ein Grab, ein Grab ist die Nacht,
Von verstürmten Fahnen, von zerrissenen Wimpeln bewacht,
Von welken Rosen, von modernden Kränzen schwer —
O Nacht, o Grab, wo kommen die Toten her...

Der Regen fällt, und die Schatten drängen sich stumm —
O, bin ich gestorben, gestorben und weiß darum?
Die Schatten drängen, der Regen rinnt und rinnt —
Laß uns weinen, o Seele, die wir lebend begraben sind.

Victor Hardung, St. Gallen.

Gottfried der Schmied.

Erzählung von Paul Altheer, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es ging gar nicht lange, bis Gottfried einmal des Vormittags den Weg in den „Sternen" fand.

„Du bist mir halt schon immer der Liebste gewesen!" sagte Emma in ihrer einfachen Art und guckte ihm tief in die Augen.

Gottfried mußte nur immer wieder zu sich sagen: „Nein, aber auch! Was das für eine Liebe ist, die Emma!" Er konnte es gar nicht begreifen, daß sie zwei sich nun wirklich und wahrhaftig lieb hatten. „Wie zwei richtige Liebesleute!" brummte er immer wieder, tiefsinnig lächelnd, vor sich hin und wunderte sich, wie das auf einmal so gekommen war. „Halt wie in einem Roman drin, wie sie im Wochenboten manchmal gedruckt sind," machte er und schüttelte leise den Kopf.

Emma nahm die Sache von der praktischen Seite und meinte: „Was wohl meine Eltern und dein Vater dazu sagen werden?"

Ein Schatten glitt über Gottfrieds Gesicht, als er seinen Vater nennen hörte. Mit ruhiger trockener Stimme sagte er: „Was werden sie sagen? Halt freuen werden sie sich!"

„Meinst du? Und wenn sie sich nicht freuen sollten, dann wäre mir das auch gleich. Deswegen hätte ich dich doch lieb, Gottfried!"

Dann kamen sie miteinander ins Spintisieren und ins Planen.

Drei schwerfällige Fuhrknechte polterten in die Stube und setzten sich in der entgegengesetzten Ecke an den für sie reservierten runden Tisch. Emma eilte hin und wieder und versorgte die hungernden und dürstenden Gesellen mit Speise und Trank, wie sie begehrten. Und dann saß sie mit einem Mal wieder neben ihrem Gottfried und guckte ihm lächelnd ins Gesicht. Die Knechte, die dem jungen Burschen die schöne Gesellschafterin nicht gönnten und sich wohl auch ein bißchen zurückgesetzt